



Afghanistanbrief



Folge 19

25. Oktober 1952

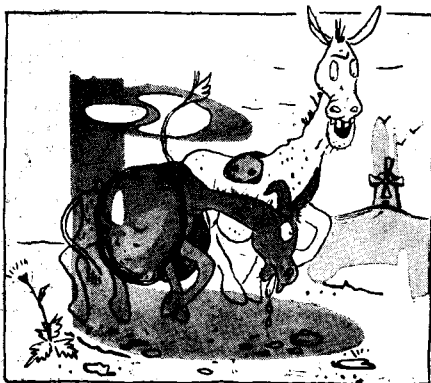
4. Jahrgang

Was sind wir doch für Ausbeuter!

„Wenn wir nicht sofort den Flüchtlingsorganisationen einen starken Bund der Westdeutschen entgegenstellen, haben wir in Kürze in unserer eigenen Heimat nichts mehr zu sagen. Unsere heimatlichen Bräuche und unsere ganze heimatliche Existenz sind in Gefahr. In allen öffentlichen Dienststellen, den Kommunal-, Landes- und Bundesverwaltungen werden Flüchtlinge bevorzugt eingestellt. Schon heute erzwingen Bundesgesetze die bevorzugte Einstellung von Flüchtlingen auch in den Betrieben und Geschäften, immer mehr Einheimische müssen ihre Arbeitsstelle verlassen, um Flüchtlingen Platz zu machen... Jahrelang haben wir Einheimischen den Flüchtlingen nach besten Kräften geholfen und die größten Opfer geduldig ertragen. Sollen wir zum Dank dafür in der eigenen Heimat jetzt entrechtet und zu Bettlern gemacht werden? Den aus der Heimat vertriebenen Menschen soll geholfen werden, aber wir dürfen auch nicht länger die Augen vor der viel größeren Not in den eigenen Reihen verschließen!“

Und so weiter im Text eines Flugblattes, das der „Bund der Westdeutschen e. V. Düsseldorf“ als Kampfansage gegen Lastenausgleich und Flüchtlingsgesetz auf die westdeutsche Öffentlichkeit losgelassen hat. Man braucht den Geifer, der aus jeder Zeile dieses Pamphlets spritzt, nicht allzu ernst nehmen; und wir wollen uns vor allem hüten, daraus Verallgemeinerungen zu konstruieren. Denn wir wissen, mit wieviel Verantwortungsbewußtsein vor dem gesamtdeutschen Schicksal die Frage des Lastenausgleichs gerade auch von heimatvertriebenen Politikern und Menschen überhaupt durchdacht und behandelt wurde. Wohl aber ist das Flugblatt konzentrierter Ausdruck einer Gesinnung, die zweifellos, das beweisen genug üble Beispiele, ein gewisser Teil der einheimischen Bevölkerung nach wie vor gegen uns hegt. Wir brauchen uns mit einer Widerlegung der in dem Flugblatt behaupteten und oben auszugsweise wiedergegebenen Ungeheuerlichkeiten nicht zu befassen; ihre Borniertheit schlägt sich selbst. Sie niedriger zu hängen, erschien uns allerdings notwendig.

Treffend besorgt dies unser junger Landsmann Walter Lederer (Schönbach), dem nachstehende Karikatur zu danken ist.



„Lastenausgleich? Daß ich nicht lache! Da müßt' ich ja ein Esel sein!“

KPC korrigiert Geschichte

Die Gründe unserer Austreibung, kommunistisch gesehen

Wir hatten schon einmal Gelegenheit, uns mit der deutschsprachigen Zeitung „Aufbau und Frieden“ zu befassen, die in der Tschechei für die dort lebenden Deutschen herausgegeben wird. In den Spalten dieses Blattes geht es ungeheuer demokratisch zu. Die Restdeutschen dürfen sogar Fragen an „ihre“ Zeitung stellen, die dann von dieser beantwortet werden. So erhielt das Blatt, wenn man ihm glauben darf (d. h. wenn es nicht eine von ihm selbst konstruierte Frage war), folgende Zuschrift:

„Unter uns deutschen Werktätigen gibt es noch immer Vereinzelte, die heute noch die Frage aufwerfen, ob sich die Aussiedlung der Deutschen mit den marxistisch-leninistischen Grundsätzen der internationalen Solidarität und des proletarischen Internationalismus vereinbaren lasse.“

Zunächst muß man wohl feststellen, daß der neugierige Frager den klassenkämpferischen Zungenschlag recht geläufig beherrscht. Aber das nur nebenbei. Viel interessanter ist die Antwort, die das Blatt „Aufbau und Frieden“ auf diese ihm gestellte Frage in noch weit geläufigerer Dialektik (lies Geschichtsverdrehung) zu geben hat. Man lese und staune:

„Im Interesse aller Menschen, im Interesse des Höchsten und Wertvollsten, im Interesse des Friedens war die Aussiedlung die einzig richtige Lösung und stand keinesfalls im Widerspruch zu den marxistisch-leninistischen Grundsätzen, zum proletarischen Internationalismus.“

Mit dem Siege der heroischen Sowjetarmeen über den Nazifaschismus wurden die Machtpositionen der Reaktion in der damaligen Ostzone Deutschlands und den volksdemokratischen Ländern zerschlagen, aber die Reaktion noch nicht beseitigt. Sie besaß in diesen Ländern noch starke wirtschaftliche Positionen und unter den durch den Bankrott des Nazismus entwurzelten Grenzdeutschen einen starken Verbündeten, der in Zusammenarbeit mit den Nazis in Westdeutschland bei unserer Reaktion Hoffnungen für die Zurückeroberung ihrer alten Herrschaft erweckte. Jedes weitere Verbleiben der ausgesiedelten Deutschen hätte eine friedliche Entwicklung der jungen volksdemokratischen Republiken und bei uns konkret den endgültigen Sieg der tschechischen und slowakischen Werktätigen über die eigene Reaktion erschwert, wenn nicht gar gefährdet.

Aus diesen Gründen sagte auch der Präsident der DDR Wilhelm Pieck bei seinem Staatsbesuch in Prag, daß die Aussiedlung der Deutschen „unabänderlich gerecht und endgültig“ sei. Diese eindeutigen und klaren Worte des Präsidenten der DDR haben ihre tiefe Begründung. Unter den damals gegebenen Verhältnissen war die Erhaltung des soeben erst erkämpften Friedens, die weitere Festigung der Macht der Werktätigen und der Wiederaufbau der Wirtschaft in den volksdemokratischen Ländern eben nur um den Preis der Aussiedlung möglich. Die Erhaltung des Friedens war das Entscheidende. Sie war im Interesse

aller Völker Europas, also auch im Interesse aller Deutschen selbst.

So hart auch viele durch die Aussiedlung betroffenen wurden, der um ihre Befreiung kämpfenden Arbeiterklasse wurden gerade dadurch neue Opfer an Menschenleben erspart. Alles andere Materielle kann durch Zusammenarbeit mit den tschechischen Werktätigen beim friedlichen Wiederaufbau wieder ersetzt werden, verlorene Menschenleben dagegen nie mehr.

Hätten wir deutschen Werktätigen in den früheren Jahren im Kampfe zwischen Proletariat und Bourgeoisie, im Kampfe zwischen Faschismus und Sozialismus immer unser Klasseninteresse im Auge behalten und nach den lehrreichen Erfahrungen der deutschen Ereignisse, entsprechend den Grundsätzen des proletarischen Internationalismus mit den antifaschistischen Kämpfern in Deutschland und allen übrigen kapitalistischen Ländern wirklich praktische Solidarität geübt, dann wäre es nicht zur Aussiedlung der Deutschen gekommen. Nationaler Haß, Mangel an internationaler Solidarität, die Parteiergreifung für den Faschismus und der damit verbundene Verlust des politischen Vertrauens bei allen fortschrittlichen Menschen, das waren die Ursachen, die die Aussiedlung zur Folge hatten.

Nachdem in den volksdemokratischen Ländern mit Hilfe der mächtigen Sowjetunion die Gefahren einer kapitalistischen Restauration überwunden sind, die Werktätigen mit der Reaktion abgerechnet haben, die Herrschaft der Arbeiter und Bauern gesichert ist und die Werktätigen darangehen, sich eine glückliche Zukunft zu bauen, denkt auch niemand mehr an eine weitere Aussiedlung. Und warum? Weil immer mehr Deutsche sich ihrer Mitverantwortung und Mitschuld an den von den Nazis begangenen Verbrechen bewußt werden, aus dem Geschehenen gelernt haben, sich auch deshalb heute solidarisch am sozialistischen Aufbau in diesen Ländern beteiligen und zu ihrer Heimat ein sozialistisches Verhältnis finden. Das heißt, bei voller Respektierung und Anerkennung der gleichen Rechte für alle Nationalitäten ein immer engeres Freundschafts- und Zusammengehörigkeitsverhältnis zu den anderen Werktätigen suchen, um das Lager Fortschritts, des Friedens, der Demokratie und des Sozialismus zu stärken.“

Dies ist nur ein Auszug. Das ganze ebenso umfangreiche wie hohle Geschwätz, das die „deutsche“ Zeitung in diesem Zusammenhang von sich gibt, wollen wir unseren Lesern gar nicht zumuten. Die Kostprobe soll nur aufzeigen, was den Restdeutschen drüben in der Tschechei heute als „Wahrheit“ zum Fressen vorgesetzt wird.

Nun darf aber niemand glauben, daß solche „Umerziehung“ spurlos an unseren drüben gebliebenen Landsleuten abrubtscht. Hie und da zeigen sich schon Erfolge. Das geht aus einem

Brief aus Asch

hervor, der uns im Original vorliegt. Wenn er auch, wie wir genau wissen, nicht die all-

gemeinen Anschauungen wiedergibt, so ist er doch auch in seiner Vereinzelung ein Symptom. Es heißt darin u. a.: „Man muß bedenken, daß ich das ganze Häusl allein zur Verfügung habe, man braucht sich nicht ärgern über Mieter oder Mitbewohner. Wie schlimm ist dagegen die Wohnungsnot bei Euch! Für die Deutschen wurde es sofort besser, als der Kommunismus kam, der Haß hörte sofort auf und es kam die Gleichberechtigung aller Nationen, man hatte wieder Schutz und Recht. Es gingen wohl noch viele Deutsche fort und ließen es sich ein schweres Geld kosten für die Ausiedlung, aber ich sagte mir, zu was soll ich die Heimat verlassen, wenn ich nicht muß... Alles in allem, dem arbeitenden Volk geht es hier gut. Ich kann wirklich nicht schimpfen. Freilich sind die Zeiten noch nicht goldig, aber man hat Arbeit, gute Bezahlung, Krankengeld, ev. Rente. Reich wird keiner mehr, aber ein bißl was hat jeder... Die Deutschen sind schon längst wieder in leitenden Stellungen und leben gut zusammen; viel besser ist es so, als dem Henlein seine Hetzpolitik. Von den Deutschen darf jetzt niemand mehr fort. Glaube aber fast, daß es wir hier besser haben. Die Leute haben alle Arbeit und ich denke mir oft, wenn die so im Wald Holz holen, da schaut kein Mensch hin, was sie nehmen; ganze Baumstämme laden sie auf. Sonst sind wir absolut frei, kein Zwang zur Partei und kein Mensch verlangt Spenden, wie seinerzeit bei den Nazis, wo dauernd einer mit der Sammelbüchse unter der Tür stand. Man hat so richtig seine Ruhe.“

Mit solchen Erziehungserfolgen kann die Zeitung „Frieden und Aufbau“ wohl zufrieden sein, zumal es sich durchaus nicht etwa um einen alten kommunistischen Klassenkämpfer handelt, ganz im Gegenteil... Da machen auch ein paar Entgleisungen nichts aus, wenn es z. B. an einer Stelle des Briefes ziemlich unvermittelt heißt: „Die Verwandten schicken Pakete aus Westdeutschland, so frettet man sich halt durch.“ oder „In der Turnergasse sieht es graulich aus. Viele Häuser sind schon

ohne Türen und Fenster und zusammengefallen, wie Steingasse, Rosmaringasse, Niklas, Herrengasse usw.“ Hauptsache, die Unterschrift klappt dann wieder. Und sie tut es. Der ehemals deutsche Name ist waschecht tschechisiert — wohl im Namen der Solidarität und Gleichberechtigung aller Nationen.

Kurz erzählt

Im Heimatverlag Frankfurt/M, Kriegstr. 20/III in Neuauflage Tonal Sanders „Die Leibeserziehung der Mannesjugend“ — „Begründung und Umriss einer Turnschule.“ Die Wiederherausgabe dieses seinerzeit bahnbrechenden Werkes besorgte unser Landsmann Dr. Rudolf Jahn. Tonal Sandner, der im Osten gefallene ehemalige Leiter der Ascher Turnschule und Lektor für Leibesübungen an der Deutschen Universität Prag, hatte 1934 in dem Buche all das zusammengefaßt, was die Ascher Turnschule an männlicher Leibeserziehung erarbeitete und was 1936 während der Berliner Olympiade und dann 1938 in Breslau vom gesamtdeutschen Turnwesen als eine wahre Offenbarung echter Leibeserziehung erkannt und begeistert begrüßt wurde. Alle, die das Buch bereits einmal besaßen, werden dankbar wieder nach ihm greifen; es wird aber sicher auch viele neue Freunde gewinnen. Noch keine Zeile in ihm ist veraltet oder überholt. Wer immer mit Jugend turnen will, wird in ihm einen unentbehrlichen Berater finden. Die sudetendeutschen Turner aber erhielten durch die Neuauflage des Buches eine wertvolle Erinnerung an ihre große Zeit. Es kostet dauerhaft broschiert, DM 4,80, in Halbleinen gebunden DM 5,80,

Im Nachlasse des im Herbst 1944 in Zell am See verstorbenen früheren Ascher Gymnasialdirektors Florian Hintner fand sich u. a. das druckfertige Manuskript eines „Führers durch Stadt und Landkreis Asch“. Mit der ihm eigen gewesenen Gründlichkeit hat der Verfasser darin eine Fülle wertvollen heimatkundlichen Materials zu ei-

nem sehr umfangreichen Werke zusammengetragen. Da das Manuskript dem „Ascher Rundbrief“ von Frau Alba Hintner freundlichst zugänglich gemacht wurde, werden wir mit der Ausschöpfung des interessanten und oft wenig bekannten Stoffes demnächst beginnen können.

Zu unserer Gratulationsnotiz für Lm. Josef Brühlmann (letzte Rundbriefnummer) werden wir auf eine Ungenauigkeit aufmerksam gemacht, die wir schon deswegen zu berichtigen haben, um nicht für etwaige spätere Befassungen mit der Geschichte der Ascher Krankenkasse eine Fehlerquelle geschaffen zu haben. Nicht Lm. Brühlmann war der Nachfolger Herrn Fenderls, sondern zum leitenden Beamten wurde zunächst Lm. Franz Nickl bestellt, der vom Feber 1938 bis Jänner 1940 als solcher in Asch tätig war. Dann übernahm Josef Brühlmann die Geschäfte, während Franz Nickl, ein gebürtiger Böhmerwälder aus dem Bischofteinitzer Kreise, zunächst bei der großen Aussiger AOK als stellv. Leiter, von 1943 an als Leiter der größten Protektoratskrankenkasse, der Bezirkskrankenversicherungsanstalt Prag, Verwendung fand. Hierfür wurde er nach dem bitteren Ende 13 Monate in Prag und Brandeis interniert und kam nur durch einen glücklichen Zufall mit dem nackten Leben davon. Heute lebt Lm. Nickl in Wiesen bei Fulda.

Die 82jährige Frau Ottilie Wunderlich, Witwe des ehem. Schuldirektors E. Wunderlich in Grün, ist im August d. Js. im Flugzeug nach Sao Paulo in Brasilien abgereist, um dort bei ihrem Sohn Hermann W. ihren Lebensabend zu verbringen. Wir wünschen der unternehmungsfreudigen Greisin zu ihrem neuen Domizil alles Gute.

Frau Margot Mühlbauer, Schwiegertochter des Gastwirts Georg Mühlbauer, der 34 Jahre lang Pächter der Hofmanns-Schänke in Asch war, übernahm kürzlich den altbekanntesten Gasthof Jakerl-Bräu in Waldmünchen. Auch Georg Mühlbauer ist mit dorthin übersiedelt.

Ein blendender Dolmetscher

Ort der Handlung: Die durch Hutschenreuther und Rosenthal hinlänglich bekannte Stadt Selb; Zeit der Handlung: November 1945; Personen und ihre Darsteller: Ein bajuwarischer Angestellter im Selber Ernährungsamt, ein unbekannter Sudetendeutscher (dem hiermit Dank gesagt werden soll), ich selbst und etwa dreißig Flüchtlinge, die auch meist aus Asch stammten. Die Handlung an sich: Nun, ich weiß nicht, ob ich das schon schreiben darf, ich habe mein Strafgesetzbuch verlegt; womöglich ist die Sache noch gar nicht verjährt, und ich stehe in kurzer Zeit vor den Schranken eines bayerischen Gerichtes.

Es soll aber doch geschehen! Vor allem deswegen, weil ich durch diese Geschichte erst recht begriff, was mein Lehrer für tschechslowakische Sprache am Ascher Gymnasium immer sagte: „Tschechisch ist eine sehr wichtige Sprache.“ Das glaubte ich nie, und noch heute wache ich oft schweißgebadet auf, weil ich davon geträumt habe, wir schrieben eine tschechische Schularbeit. Die Nachwuchsleser dieses Blattes wissen sicherlich gar nichts von der Bedeutung des Hatscheks und von der gerechten Verteilung dieser häßlich-spitzigen Dingerchen. Sie wissen nichts mehr von den sieben Fällen und den vielen Ausnahmen... glückliche Jugend! Doch das gehört nicht zum Thema. Wesentlich ist nur, daß Tschechisch eine sehr wichtige Sprache ist, mit der man auch in Bayern sein Brot verdienen kann.

Wissen Sie noch, geigneter Leser, was man zuerst machen mußte, wenn man damals über die Prex nach Bayern ging? Man mußte sich einen vorläufigen Registrarschein besorgen. Papiere sind von großer Bedeutung für das menschliche Leben; besteht doch ein Mensch aus Körper, Geist und Berechtigungsscheinen.

Dieser Registrarschein mit Fingerabdruck berechtigte zum Empfang von Lebensmittelkarten für drei Tage. Dann mußte man wieder wandern, um erneut Karten zu bekommen.

Den Registrarschein hatte ich und stand nun in der langen Schlange des Selber Ernährungsamtes, wo an der Tür ein Schild angebracht war mit den Worten: „Unser Gruß ist Größ Gott!“ Als ich endlich an der Reihe war, sagte der Beamte jedoch nicht „Größ Gott“, sondern forderte kurz meine Abmeldung vom Ernährungsamt. „Ja aber“, sagte ich, „ich komme aus Asch“. „Gerade deswegen brauchen Sie eine Abmeldung des Ascher Ernährungsamtes, wir können ja nicht dauernd Flüchtlinge verpflegen, die über die grüne Grenze kommen“, äußerte sich der Bajuware.

Da kam mir ein Gedanke. „Ach so“, sagte ich, „jetzt verstehe ich Sie erst richtig. Eine solche Abmeldung habe ich natürlich.“ Umständlich kramte ich in meiner Tasche, und die hinter mir schimpften jämmerlich. Da hatte ich einen Urlaubsschein, auf dem geschrieben stand, daß ich vier Tage Urlaub von Strakonitz aus hatte, um in Asch Winterkleidung zu holen, um selbstverständlich nach dieser vier Tagen wieder nach Strakonitz zu fahren. Doch denkste; deswegen stand ich ja in diesem Selber Amt. Aber alles, was recht ist, es war ein wirklich schönes Schriftstück. Eine ganze Reihe spitziger Hatscheks und zwei prächtige Stempel. Ich legte dieses Dokument dem Bajuwaren vor, und es (vor allem die prächtigen Stempel) verfehlte nicht seine Wirkung auf das Beamtenemü. „Das ist die Abmeldung vom Ernährungsamt“, sagte ich.

Mit Hochachtung überflog der Beamte das Schriftstück aus dem Ausland, aber trotz der Stempel wollte er mir keine Karten geben, weil das Dokument nicht deutsch, sondern

tschechisch geschrieben war. Da sagte ich ihm Bescheid. In einem Ernährungsamt an der Grenze müßten die Beamten wenigstens tschechisch lesen können oder es müßte ein Dolmetscher da sein. Da ich mich auch noch beim Vorgesetzten beschweren wollte, bequemte sich der Beamte doch zu einem „Tja, das ist so eine Sache.“ Retter in der Not wurde einer der vielen, die da warteten. „Ich bin amtlicher Dolmetscher für Tschechisch“, sagte ein langer Herr mit dem unlegbaren Tonfall des Nordböhmens. Er hatte für diese Behauptung auch glaubhafte (deutschgeschriebene) Dokumente, die der Beamte genau studierte. Als bald mußte ich dem Nordböhmens mein Schriftstück zitternd und zagend übergeben.

Gespannt blickte alles auf den amtlichen Dolmetscher. Dieser räusperte sich: „Es stimmt, was der Herr sagte, das ist die amtliche Abmeldung vom Ernährungsamt in Asch für zwei Personen und ein Kind.“ So blendend übersetzen konnte selbst mein Tschechischlehrer nicht. Seit dieser Zeit bin ich wirklich stolz auf meine praktischen Erfolge mit dieser Weltsprache; denn der bajuwarische Beamte schrieb einen Zettel mit vielen Spalten, auf daß in die Spalten noch manch ein Ernährungsamt die Ausgabe von Drei-Tages-Lebensmittelkarten vermerken konnte. Er schrieb den Zettel für zwei Personen mit Kind. Natürlich war ich allein, hatte aber Verständnis für die mir amtlich zugeordnete Frau. Das Kind nahm ich nicht ganz so leicht aufs Gewissen, aber das sanfte Ruhkissen beschwichtigte sich wieder, als die Milch- und Nahrungsmittelrationen dieses (bis heute ungeborenen) Fabelwesens mein damaliges Dasein zu erhellen begannen. Wie stand doch auf dem Bild, das ich gestern in der Mainzer Dombuchhandlung sah? „Ein Kindlein im Haus treibt die Schatten hinaus.“

G. Grüner.

Die Hausratsentschädigung

Brachten wir in unserer letzten Nummer eine gedrängte Zusammenfassung aller Bestimmungen des Lastenausgleichsgesetzes, so wollen wir uns nun laufend mit Einzelfragen beschäftigen. Heute sehen wir uns einmal die Hausratsentschädigung etwas näher an. Sie ist besonders wichtig, da für einen erheblichen Teil der Heimatvertriebenen nur sie allein als Ausgleichsleistung in Frage kommen dürfte, nämlich für alle jene, die außer ihrem Hausrat sonst keine Verluste anzumelden haben.

Hausratsentschädigung kann jeder beanspruchen, der mehr als 50% seines Hausrats verloren hat. Dies ist bis auf wenige Ausnahmen wohl bei allen Heimatvertriebenen der Fall. Zum Hausrat gehören Möbel, sonstige Wohnungseinrichtung, Geschirr, Betten, Wäsche, Kleidung usw., nicht dagegen Luxusgegenstände aller Art (Bilder, Schmuck, Kunstporzellan, Sport- und Musikinstrumente usw.) Das kann unter besonderen Umständen von Bedeutung sein bei der Bemessung, ob 50% Verlust vorliegt.

Wer im Durchschnitt der Jahre 1949-51 ein Einkommen von mehr als DM 10.000 jährlich hatte oder am 1. 1. 1949 ein Vermögen von mehr als DM 35.000 besaß, erhält keine Hausratsentschädigung. Der genannte Einkommendurchschnitt erhöht sich für die Ehefrau um 2.000, für jedes Kind um nochmals 1.000 DM.

Eine weitere Voraussetzung ist, daß der Geschädigte Möbel für mindestens einen Raum besessen haben mußte. Ein Unverheirateter z. B., der zwar Wäsche, Kleidung u. s. w. verlor, aber keine Zimmereinrichtung, oder auch nur keine vollständige Zimmereinrichtung, hat keinen Anspruch auf Hausratsentschädigung. Umgekehrt braucht eine solche vollständige Zimmereinrichtung noch nicht benützt gewesen zu sein. Wenn z. B. ein unverheiratetes Mädchen schon eine Aussteuer hatte, zu der auch eine vollständige Zimmereinrichtung gehörte, so liegt Entschädigungsberechtigung vor.

Ehefrauen, deren Männer noch in Gefangenschaft, vermißt oder in der Tschechei zurückgehalten sind, können ebenfalls Entschädigungsantrag einbringen. In allen Fällen, wo die Ehegatten zur Zeit der Schadensentstehung einen gemeinsamen Haushalt hatten, darf natürlich nur ein Antrag gestellt werden. Waren die Ehegatten am 1. 4. 52 geschieden, so kann jeder Teil der Hälfte der Hausratsentschädigung beanspruchen, wenn nicht ein Teil seine alleinige Eigentümerschaft an dem verlorenen Hausrat nachzuweisen vermag.

Hinsichtlich verschiedener Durchführungspunkte sind noch nähere Regierungsverordnungen zu erwarten, auf die wir zeitgerecht zu sprechen kommen werden.

Wie bereits kürzlich erwähnt, wird die Hausratsentschädigung nicht nach dem Wert des verlorenen Hausrats berechnet, sondern nach dem Durchschnittseinkommen der Jahre 1937-39 bzw. nach dem festgestellten Gesamtvermögensverlust. Hier nun zeigt der ausgezeichnet geleitete „Wegweiser für Heimatvertriebene“ in Frankfurt die Gefahr einer schweren Benachteiligung der Sudetendeutschen auf. Würde man am Umrechnungsschlüssel 10 Kc = 1 RM festhalten, so würde der Kaufkraft der Tschechenkronen in den Jahren 37/38 in keiner Weise Rechnung getragen werden. Löhne und Gehälter waren bei uns damals niedrig; aber um eine Krone konnte man ganz andere Mengen kaufen wie um 10 Kc. Beim Umrechnungsschlüssel 1:10 würde fast jeder Sudetendeutsche nur die niedrigste Hausratsentschädigung, nämlich DM 800, erhalten. Der „Wegweiser“ macht dies an folgendem Beispiel deutlich:

„Ein Angestellter mit einem Jahreseinkommen von 25 000 Kronen hat besser gelebt

Am 1. November 1865 wurde Asch Bahnhof

Vor 87 Jahren wurde der „Bayrische Bahnhof“ in Asch seiner Bestimmung übergeben: Was das für die Stadt und besonders für die Industrie bedeutete, kann man sich vorstellen, wenn man bedenkt, daß bis dahin alle ankommenden und abgehenden Güter mit Pferdefuhrwerken bis Eger transportiert werden mußten. Die Kohlen wurden sogar direkt von den Schächten abgeholt. Diese langen Transportwege verteuerten die Waren sehr, was ein großes Hindernis für die aufwärtsstrebende Industrie bedeutete. Nun aber sollte es besser werden. Die Kohlen verbilligten sich durch die niedrigere Bahnfracht, sodaß die Mechanisierung der Betriebe rasche Fortschritte machen konnte. Auch auf alle anderen Güter der Industrie und des täglichen Gebrauchs wirkte sich diese Verbilligung aus. Ein sehr großer Vorteil war es auch für die Reisenden, die nun nicht mehr umständlich bis Eger oder Hof zur Eisenbahn mußten. Neue Geschäfte konnten gegründet werden, wie z. B. die Bahnspedition Fleißner u. a.

So war dieser Tag ein großes Ereignis für Asch, nicht nur wegen des Anschlusses an das Bahnnetz, sondern für die Ascher Bevölkerung auch deshalb, weil viele Erwachsene und fast alle Kinder noch nie eine Eisenbahn gesehen hatten. Man braucht sich deshalb nicht zu wundern, wenn an diesem Tag die Ascher in Scharen zum Bahnhof strömten, um einen Eisenbahnzug ankommen oder abfahren zu sehen. So stand auch eine Anzahl Kinder an der Sperre, als ein Personenzug von Eger her eintraf. Die Buben drängten sich besonders vor und bestaunten die Lokomotive und die Wagen. Leute stiegen aus und andere ein. Die Einsteigenden waren meist bekannte Ascher und die Buben wären gerne auch mitgefahren. Da kam gerade der Zugschaffner und sprach die Buben an: „Wollt Ihr mitfahren? heute kostet es für Euch nichts!“ So ein Dutzend schrie gleich: „Ich!!!“ Da machte der Schaffner ein Abteil auf und schob die Buben hinein mit der Ermahnung, weder Fenster noch Türen während der Fahrt zu öffnen. Dann schlug er die Türen zu. Nun waren die Buben eingesperrt und keiner sah mehr so mutig drein. Zu langer Überlegung bekamen sie aber keine Zeit. Ein langer Pfiff, dann gab es einen Ruck, der sie durcheinander schüttelte und dann sahen sie gerade noch, wie der Bahnhof langsam „davonflog“. Die Lokomotive stöhnte und keuchte, dicke Rauchwolken zogen an den Fenstern vorbei, sodaß die Buben dachten, es gehe in die Hölle. Bald aber hatten sie sich daran gewöhnt und nun wollte jeder ans Fenster. Weil „Neuweltnern, Marktener und An-

gerner“ Buben durcheinander waren, wäre es bald zu einer Rauferei gekommen, wenn es nicht gerade einen langen Pfiff getan hätte und der Zug mit einem Ruck stehen geblieben wäre. Ein Bub am Fenster sah den Bahnhof und rief „Mir sän wiedä dâhoim äffn Bahnhof“. Da wurde auch schon die Türe aufgerissen und der Schaffner sagte: „Buben, da müßt Ihr aussteigen; wenn wir wieder zurückkommen, dann nehme ich Euch wieder mit nach Asch“. Da standen nun die Ascher Buben in ihrer Räubersuniform unter festlich gekleideten Leuten. Weil aber die Ascher Schulen schon damals recht gut waren, konnten die Buben auch gut lesen, sodaß sie schnell herausbekommen hatten, daß sie in Selb gelandet waren. Schließlich standen sie noch allein auf dem Bahnsteig, als auch schon der Beamte mit der roten Mütze auf sie zukam. Es entspann sich nun folgendes Gespräch: „Na Buben, wo kommt Ihr her und wo wollt Ihr hin? Ihr müßt jetzt vom Bahnsteig gehen!“ „Mir kummä vâ Asch und deâ Moa mit deân golden Knöpfn nimmt uns wiedä miet, wenn er zrickinnt.“

„Der nächste Zug nach Asch kommt erst in drei Stunden. Habt Ihr auch Geld mit zum Fahrgeld?“

„Göld ham miâ kâis, deâ Moa haut gsagt, heit kosts nix.“

„Ja Buben, der Mann kommt mit dem nächsten Zug nicht wieder, da kommt anderes Personal! Das beste ist, Ihr lauft zu Fuß nach Asch!“

„Deâ Moa haut uns owâ schâi droabracht“ - sagt einer der Buben „gâts zou, mia läff'n hoim!“

„Ja Buben, das ist das Beste, in einer Stunde seid Ihr daheim. Ein andermal laßt Ihr Euch nicht so leicht fangen!“

„Dös mecht nix, meâ sän wengstns ämal mit dâ Eisenbahn g'fahrn“, sagte ein anderer Bub.

Die Ascher Buben haben sich schnell noch etwas in Selb umgeschaut, dann sind sie auf der Straße nach Asch gelaufen. Als sie auf dem Selber Berg ankamen, ahnten sie nicht, daß dort, wo sie standen, 25 Jahre später ein zweiter Ascher Bahnhof gebaut werden sollte. Wenn mein Vater uns dies Geschichtchen erzählte, sagte er: „Dös woa mä öiaschâ Eisenbahnfoahrt, oa dôi wire mä Le(b)m lang denk'n“. Fünf oder sechs Jahre später, als er sich das nötige Geld gespart hatte, reiste er mit der Bahn nach Wien, wo er sich in einer Seidenweberei weiter ausbildete. Die goldene Handwerksburschenzeit auf Schustersrappen dürfte für die Ascher Webergesellen ihrem

Ende entgegengegangen sein. Damals gab es auch unseren schönen „Ascher Bahnsteig“ (Allee) noch nicht. Ich muß bei dieser Gelegenheit an ihn denken, bin ich ihm doch während meiner Tätigkeit bei Spideter Fleißner täglich oft viermal auf und ab gelaufen. Im Sommer spendeten die Linden wohlthuenden Schatten und im Winter bei Rauhreif und Sonnenschein glitzerten die Bäume wie mit Diamanten übersät. Schade um diesen schönen Weg.

Wilhelm Wagner,
Hofgeismar.



Der alte Ascher Bahnsteig

und sich mehr leisten können, als sein Kollege im Reich mit einem Jahreseinkommen von 5 000 RM. Sein Hausrat hatte den gleichen Wert wie der seines reichsdeutschen Kollegen. Würde aber der Umrechnungskurs von 1:10 auch für die Einkommensberechnung für die Hausratsentschädigung beibehalten werden, dann würde der sudetendeutsche Angestellte

nur eine Hausratsentschädigung von 800 DM, sein reichsdeutscher Kollege aber eine solche von 1 200 DM erhalten“.

Es sind, wie erwähnt, auch für diesen Teil des Lastenausgleichs noch nähere Bestimmungen zu erwarten. Das Fehlen von Durchführungsverordnungen macht sich täglich mehr unangenehm bemerkbar.



*Ich bin felsenfest
überzeugt, daß für die
deutschen Vertriebenen
einmal die Stunde der
Heimkehr schlagen wird. Sie
müssen daran glauben und den
Mut und die Hoffnung nicht
verlieren. Meine Gedanken und
Wünsche sind immer bei den
Heimatvertriebenen!
In tiefer Verbundenheit sende ich
meine herzlichen Grüße zu allen
meinen lieben Freunden in
Deutschland.
In alter Treue
und Freundschaft
Sven Hedin*

Sven Hedin: „Verliert die Hoffnung nicht!“

In diesen Tagen besuchte ein führender heimatvertriebener deutscher Journalist während einer Informationsreise durch Schweden den großen Asienforscher und Freund Deutschlands, Dr. Sven Hedin, in dessen Stockholmer Wohnung. Der weltberühmte Schwede, trotz seiner 87 Jahre noch unermüdlich wissenschaftlich tätig, bat den Journalisten, alle seine Freunde in Deutschland zu grüßen. Hedins besondere Anteilnahme aber gilt dem Millionenherr der deutschen Heimatvertriebenen. Ihm ruft er zu:

„Ich bin felsenfest überzeugt, daß für die deutschen Vertriebenen einmal die Stunde der Heimkehr schlagen wird. Sie müssen daran glauben und den Mut und die Hoffnung nicht verlieren. Meine Gedanken und Wünsche sind immer bei den Heimatvertriebenen!“

In tiefer Verbundenheit sende ich meine herzlichen Grüße zu allen meinen lieben Freunden in Deutschland. In alter Treue und Freundschaft

SVEN HEDIN.

Ist eine zweite Volksgruppenabgabe notwendig?

Die SL wendet sich mit einem Aufruf folgenden Inhalts an alle Landsleute:

Im Jahre 1950 hat die Sudetendeutsche Landsmannschaft eine Volksgruppenabgabe durchgeführt, um mit den „Dokumenten zur Austreibung der Sudetendeutschen“ eine Brezche in die Mauer des Schweigens zu schlagen. Dank Eurem Opferwillen hat die erste Volksgruppenabgabe rund 200 000 DM ergeben und das Erscheinen des Weißbuchs ermöglicht; es steht jetzt vor seiner 5. Auflage, Ausgaben in fremden Sprachen werden vorbereitet.

Der erste Schritt vermochte die Mauer des Schweigens aufzubrechen, aber die Wahrheit hat den Sieg noch nicht errungen. Sie kann auch nicht siegen, wenn wir nicht bereit sind, dafür weiter zu opfern und zu kämpfen. Denn noch immer sind dieselben Giftmischer am Werke, die als würdige Schüler ihres Meisters Benesch den Heimatraub und Deutschenmord zu rechtfertigen versuchen, um ihren imperialistischen „Anspruch“ auf deutsche und slowakische Heimatgebiete nicht preisgeben zu müssen. Diese Feinde einer gerechten Neuordnung Europas, diese Verächter des Selbstbestimmungsrechtes der Völker bleiben hartnäckig am Werke, die Weltöffentlichkeit zu täuschen, die Geschichte der letzten Jahrzehnte zu fälschen und uns um das Recht auf die angestammte Heimat zu betrügen. Dazu mißbrauchen diese Drahtzieher die Geldmittel, die ihnen aus verschiedenen Quellen reichlich zufließen.

Wohl haben wir Sudetendeutschen Freunde gewonnen und Fortschritte erzielt. Aber es fehlen uns die Mittel, die aufgelockerte Lage zu nützen.

Da sind wir auf uns selbst gestellt. Wir müssen die ausländischen Mächte und die öffentliche Meinung der Welt durch unermüdliche Aufklärung und einen wirksamen Auslandsdienst davon überzeugen, daß ohne Anerkennung des Heimatrechtes aller Völker keine friedliche Neuordnung möglich ist. Nur

so werden wir erreichen, daß der Sieg der Wahrheit auch politische Früchte trägt.

Deshalb, liebe Landsleute, müssen wir alle unsere Kräfte aufbieten, um diese weltweite Aufgabe erfüllen zu können, und zusammen mit unseren Verbündeten das Selbstbestimmungsrecht zum Durchbruch zu bringen.

Bedenkt dies und ihr werdet die Notwendigkeit der zweiten Volksgruppenabgabe bejahen.

Heimat

Schon immer war um das Wörtchen Heimat ein eigener Zauber, von Dichtern verherrlicht, von Sängern besungen; aber noch nie hat man das Wort Heimat öfter gehört als in unseren Tagen. Besonders im engsten Familienkreis wird immer wieder davon gesprochen, um den Kindern alles, was uns lieb und wert war, in dem Begriff „Heimat“ festzuhalten. Umsomehr war ich erstaunt, ja erschrocken, als ich Zeuge folgenden Gesprächs wurde: Ein Herr erwähnte seine verlorene Heimat, der andere Herr, eine angesehene Persönlichkeit in der Wirtschaft, sagte darauf: „Lassen Sie mich in Ruhe mit dem Wort Heimat, das existiert für mich nicht, es ist das Wort der Proleten, der kleinen Leute, dort ist meine Heimat, wo es mir gut geht!“

Über diese Auffassung war ich sehr nachdenklich geworden. Gewiß hat so mancher auf Grund seiner Tüchtigkeit wieder festen Fuß gefaßt, aber dürfen wir so über die Heimat sprechen? Es kam mir wie ein Verrat vor an unserer ohnehin geschändeten Heimat und es fiel mir meine Konfirmationspredigt ein, die auf dem Wort „Vergiß Deine Heimat nicht“ aufgebaut war. Herr Dr. Held erzählte uns damals in eindringlichen Worten von einem Steiermärker, der hinauszog in die Welt. Nach einer Zeit schrieb er in die Heimat: „Schicket mir Blumen aus der Steiermark, ich habe eine Braut zu bekränzen.“ Nach einem Jahr kam ein Brief: „Schicket mir Wasser aus der Steiermark, ich habe ein Kind zu taufen“. Darüber vergingen Jahre

Ascher Arbeitstagung in Regensburg

Am Sonntag, den 19. d. M. trafen sich die Mitglieder des Ascher Gemeinde- bzw. Kreisrats Bräutigam, Dobl, Dr. Hönigschmied, Kleinlein und Dr. Tins zu einer eingehenden und wegberreitenden Aussprache über die Vertiefung und Erweiterung der in Rehau geschaffenen Arbeitsbasis. Die Einladungen zu der Tagung waren deswegen so eng gehalten worden, um von vornherein größte Sparsamkeit walten zu lassen. In dieser Beziehung kam man überein, fallweise notwendig werdende weitere Beratungen stets in kleinem, in der Zusammensetzung je nach Bedarf wechselnden Kreise vorzunehmen. Neben einer Reihe organisatorischer Fragen zum Ausbau der Kreis- und Gemeinde-Auskunftsstellen wurde ein gangbarer Weg für die Finanzierung ausgearbeitet. Der Entwurf wird nun sämtlichen Gemeindebetreuern des Kreises Asch zur Stellungnahme zugeleitet werden. Nach Abgabe dieser Stellungnahme soll der Plan in die Tat umgesetzt werden.

und da schrieb er abermals: „Schickt mir Erde aus der Steiermark, ich habe mein Kind zu begraben!“ Welch tiefer Sinn, welch große Heimatliebe liegt in diesen drei Wünschen! Es ist doch kein leeres Wort, dieses Wörtchen „Heimat“, halten wir es in Ehren, wo wir auch immer sein mögen, ob es uns gut oder schlecht geht. Treten wir alle dafür ein, die wir unsere Heimat lieben und lassen uns von niemanden das Wort „Heimat“ entehren.

Ilse Albert.

Zwäi, Zwa, Zwou

Ein Rundbrief-Freund sandte uns nachstehendes köstliche Mundart-Gedicht ein, das er in einer Zeitschrift abgedruckt fand. Es stammt von Paul Fischer, offenbar einem Schönewaldler, denn die Überschrift lautet „Schäiwälerisch“ und auch die vorletzte Zeile sagt im Original nicht „Ascherisch“, sondern „Schäiwälerisch“. Der uns persönlich unbekannt Autor wird uns diese kleine nachbarliche Abänderung nicht übelnehmen, denn er hätte das Gleiche ja auch für die Ascher schreiben können.

Ja, unna Schprouch is niat sua leicht,
dou koaste schwa vahaua;
oa dean kloin Beischpl was etzt kinnt,
dou koamas leicht daschaua,

Ich homa oft Gedankn gmacht,
a scha in allä Fröi,
wenn sagt ma Zwa, wenn sagt ma Zwou,
wenn sagt ma endle Zwäi?

Wenns Kinna sänn, dann sagt ma „Zwa“,
säns Weiwa, sagt ma „Zwou“
und is va Mannan dann die Riad,
sou sagt ma „Zwäi“ dazou.

Und is des Zeich a bißl gmischt
mit zwoiala Geschlecht,
sagst rouhe „Zwa“, de Richtung schtimmt
und du houst imma recht.

Wenn a Gsellschaft baranana hockt
und oina asse mou,
dou koast draf wettn — niat aloi!
dou gengera imma „Zwou“.

Und häiast nachts, sua imma draa,
a Löid sua greißle schäi,
dou brachst niat roun, dou woist genau,
halt — etza kummera „Zwäi“.

Wennst leise durch de Bischla schleichst
und häiast an leichtn Schraa —
dann säns niat „Zwäi“, vielleicht säns „Zwou“,
doch meistns sänsara „Zwa“.

Sua houst des mit dean Zwäi, Zwou, Zwa
niat glei ban älaschtn Schriht,
Ascherisch lerna, des koast nie,
des git de Mutta miht.

Es starben fern der Heimat

Herr Robert Görler (Essigfabrikant) am 16. 10. in Füssen. Die Einäscherung erfolgte in aller Stille in München. — Frau Anna Heintl (Ringsstr. 24) 77jährig am 27. 9. in Kiedrich/Rheingau. Sie wurde unter Beteiligung zahlreicher Heimatvertriebener und Einheimischer am 30. 9. zu Grabe getragen. — Herr Albert Kaiser (Lerchenpöhlstr. 36) 50jährig an den Folgen einer Magenoperation in Bisseuil/Frankreich. Die fremde Erde möge ihm leicht sein.

Fern der Heimat starb am 14. 9. 52 nach längerer Krankheit

Frau Aloisfa Klünzel (Gomers) geb. Rüdiger
im Alter von 88 Jahren. Ihre sterblichen Überreste wurden am 17. 9. im Coburger Krematorium den Flammen übergeben. Friede ihrer Asche!
Weidhausen b. Coburg In tiefer Trauer
(Wernerstreuth) Die Hinterbliebenen.

Am Freitag, den 10. Oktober verschied nach langer Krankheit, doch unerwartet für uns alle und viel zu früh, mein geliebter Gatte, unser treuforgender Vater, Schwiegervater, Opa, unser herzlichster Bruder, Onkel und Vate

Herr Robert Werner

kurz vor Vollendung seines 60. Lebensjahres, im Sanatorium Herzogshöhe, Bayreuth. Nach einem Leben voller Arbeit und Sorge für die Seinen hat ihn sein Schöpfer abgerufen. All sein Streben galt dem Wiederaufbau seines Betriebes in seiner zweiten Heimat.

Wir haben unseren teuren Entschlafenen am Sonntag, den 12. Oktober, unter außerordentlich großer Beteiligung sowohl der Heimatvertriebenen als auch der einheimischen Bevölkerung im Familiengrab in Wunsiedel beigesetzt.

Für die uns in so überreichem Maße erwiesene Anteilnahme durch Wort, Schrift und Blumen danken wir allen herzlichst. Innigen Dank auch allen, die unseren teuren Entschlafenen zur letzten Ruhestätte begleiteten, insbesondere der Belegschaft, seinen Freunden und Bekannten.

In tiefer Trauer:
Elisa Werner, Gattin
Robert Albin Werner (Sohn) und Frau Olga
Willy und Elfriede Kneißl (Tochter)

Wunsiedel, 13. 10. 52

Wir gratulieren

84. Geburtstag: Herr Christian Hartig, Oberverwalter i. R., am 26. 10. in Bad Ischl, Roith 30, als Rekonvaleszent nach einer schweren Erkrankung.

80. Geburtstag: Herr Josef Weber (Nassengrub 116) am 9. 10. in voller Rüstigkeit bei seiner Tochter in Elmstein/Rheinland-Pfalz

78. Geburtstag: Herr Gust. Michl (zuletzt Schildern) am 25. 10. in Spangenberg/Hessen, Burgsitz.

77. Geburtstag: Frau Lisette Härtl (Johannesg. 18) am 3. 11. in Wittislingen 1191/9 bei Dillingen/Do. Der feste Glaube an unsere Rückkehr hält sie aufrecht. — Herr Wilhelm Klaus (Wirkermeister i. R., Roglerstr. 36) am 16. 10. in Marbach/N. in körperlicher und geistiger Frische.

76. Geburtstag: Herr Ed. Bartl sen., (Beethovenstr.) am 19. 10. in Gießen, Heegstrauchweg 16. Er ist in körperlicher und geistiger Frische vom frühen Morgen bis zum späten Abend tätig. — Frau Lisette Gößler (Cafe) am 24. 10. in Lich/Hessen, Osterwiese.

74. Geburtstag: Herr Andreas Kuttner (Fleyerm. i. R., Hohenraing. 1428) am 29. 10. in Alling 50 1/2 ü. Fürstfeldbruck/Obb.

72. Geburtstag: Herr Ed. Keck (Peintstr. 9) bei voller Gesundheit am 20. 10. in Traunreut b. Traunstein.

70. Geburtstag: Herr Ernst Grüner (Langg., Schweifer und Musiker) am 18. 10. in Kirchheim/Teck, Klosterstr. 8. — Herr Franz Hahl (Lerchenpöhl) am 6. 11. in Hof/S., Sofienstr. 29. Er ist noch fleißig beim Stöckergraben und ein unentwegter „Schwammerl“. — Frau Ida Ludwig (Lerchenpöhl) am 28. 10. in Dietershofen 13 b. Hersbruck.

Silberhochzeit: Karl und Edith Brandstätter geb. Jäckel (Schulgasse) am 10. 10. in Linz-Urfahr, Wischerstr. 21. Das Paar wurde von seinen Landsleuten der Tischgesellschaft „Ascher Bezirk in Linz“ herzlichst beglückwünscht. — Gustav Penzel und Frau geb. Wiener (Kaplanberg) am 29. 10. in Lauchhammer-Süd, Liebenwerdaerstr. 24b, DDR.

Der allmächtige Gott hat unsere liebe, herzengute Mutter, Schwiegermutter und Oma, Schwester, Schwägerin und Tante,

Frau Sophie Pöpperl geb. Vetterlein Kaufmannswitwe

nach einem arbeitsreichen Leben im 78. Lebensjahre nach kurzem schweren Leiden zu sich genommen. Wir beteten unsere teure Entschlafene in das Grab ihres vor einem Jahr vorausgegangenen Gatten zur letzten Ruhe.

Schillingsfürst, den 2. Oktober 1952.

In tiefer Trauer:
Familie Steinlger, Deutershausen
Familie Dittlich, Schillingsfürst
Otto Pöpperl mit Frau, Roding
Helmut Pöpperl mit Frau, Ansbach

Geburt: Familie Otto Fischer (Bucheng. 1880) einen Stammhalter Karl Hans am 20. 9. in Obergünzburg.

Für die Glückwünsche, die mir anlässlich meines 70. Geburtstages von Freunden, Bekannten und Schicksalskameraden übermittelt wurden, danke ich hiermit herzlichst.

Josef Brühlmann.

Krumbach Schwaben Robert Steigerstr. 110

Wir geben unsere Vermählung bekannt

Hermann Brähler, Studienassessor

Marianne Brähler geb. Simon

7. Oktober 1952

Petersberg b. Fulda, Rabanus-Maurusstr. 51
Großenlauer/Hessen Asch/Scheibelfur

Ihre Vermählung geben bekannt

Viktor Wagner

Margit Wagner geb. Prell

18. Oktober 1952

Neuburg/Do Asch
Gust. Philippstr. D 246 Huschers Schlüssel

Ein Drexler-Rätsel

Die 3, 4, die im 1 des Lebens fallen, sind oft gar tückisch und Du ahnst sie nicht, wenn um die Stirn der Jugend Locken wallen, in die der Frühling Freudenkränze flicht. Ganz 3, 4 von der 2 und den Gesetzen zeigt die Natur im Widerspiel dir auf: der 1, 2, 3, 4 = Flor, er kann dich letzen im 1; Im Lenz folgt arge Frucht darauf.

Auflösung: Herbstzeitlose.

Dr. FREYGANGS

Sommersprossen-Creme

1/4 Dose 3.50 DM 1/2 Dose 2.50 DM
In guten Fachgeschäften, wo nicht, bei
Apoth. A. Michel (13b) Neuburg/D.

Das schönste Weihnachtsgeschenk:
Ein Heimkino! bereits ab 29.50! Prospekte gratis! Photo- und Feldstecher-Versandhaus Seidl, Kitzingen a/M. (fr. Asch)

Kleine Anzeigen

Allen Schreibern, die zur Weiterleitung an Kennwort-Adressen bestimmt sind, wolle bitte einfaches Briefporto beigelegt werden.

Perfekte Handschuh-Zuschneider zum sofortigen Eintritt gesucht: Gebr. Voith & Haag GmbH Hirschheim/Dfr.

Große rheinische Ausrüstungsanstalt sucht für die Ausrüstung von Gardinen energischen Vorarbeiter oder Meister. Bewerber müssen umfangreiche u. umfassende Kenntnisse und Erfahrungen in der Behandlung der verschiedensten Artikel aufweisen. Ausführliche schriftl. Bewerbungen mit Angabe der bisherigen Tätigkeit unter „Ausrüstung“ erbeten an den Verlag Ascher Rundbrief Lieschenreuth.

Perfekte Handschuh-Zuschneider, ledig oder lediggehend, zu ehestmöglichem Eintritt von größerem Betrieb gesucht. Tüchtiger Kraft bietet sich Aufstiegsmöglichkeit als Ober Schneider. Schlafstelle bzw. Zimmer wird beschafft. Bewerbungen unter „GF“ erbeten an den Verlag.

Direktrice f. gestrickte Feinrippwäsche, perfekt im Schnitt und an den Maschinen, von mittlerer Strickwarenfabrik gesucht. Bewerbungen mit handgeschriebenem Lebenslauf und Ansprüchen unter „HLN“ an den Verlag.

Tüchtiger Stricker mit Aussicht auf Vorwärtskommen für Feinrippmaschinen von mittlerer Strickwarenfabrik zu möglichst baldigem Eintritt gesucht. Bewerbungen mit handgeschriebenem Lebenslauf u. Zeugnisabschriften unter „Wittbg“ an d. Verlag.

Verf. Standard-Kettlerin sucht Dauerstelle. Frdl. Angebote unter „EF“ an den Verlag erbeten.

Strickerei-, Strumpf- und Handschuh-Fachmann mit gründlichen Kenntnissen der gef. Fabrikation v. Strumpfwaren, Strickwaren-Oberkleidg., Strick- und Stoffhandschuhen, firm im Aufbau, Disposition, Kalkulation sowie gef. technischer Leitung sucht entsprechenden Wirkungskreis. Frdl. Angebote unter „Ach“ an den Verlag.

Freigelegenes Fabrikgebäude, jederzeit ausdehnungsfähig mit freier Wohnung, separatem Garagenbau, sofort zu verpachten. Anfragen unter „Fabrik“ an den Verlag.

Warum sich mit schlechten Klingen plagen? Vorzügliche 10 und 15 Pfg. Rasierklingen:

Sonderklasse 0,08 mm	50 Stck.	DM 1.80
Luxus 0,08 mm Schwedenstahl	50 Stck.	DM 2,35
Spezial 0,06 mm	50 Stck.	DM 2.05
Gold 0,06 mm	50 Stck.	DM 2.90

portofrei, eine Woche zur Probe.

Bestecke auf Teilzahlung. Verlangen Sie bitte ausführl. Angebot.

„BELORA“-Versand, Haibach b. Aschaffengb.

Bettfedern und Daunen, fertige Betten und Kissen von erster Quelle bei günstigen Preisen von Ihrer altbewährten Heimatfirma Bettfedern Ploß, Dillingen/Donau.



Die bayerischen Grenzdörfer im Ascher Kirchsprengel

Warum waren die bayerischen Dörfer Schönkind, Neuhausen, Wildenau, Lauterbach und Teile von Mühlbach und Reichenbach bis 1946 nach Asch eingepfarrt?

Zur Beantwortung dieser Frage ist ein Rückblick ins Mittelalter notwendig. Am 10. Mai 1232 schenkte Kaiser Friedrich II., Friedrich Barbarossas Enkel, die Märkte und Ämter Asch und Selb dem Vogte Heinrich von Plauen für die Hilfe, die ihm dieser in dem verunglückten Kreuzzug vom Jahre 1227 geleistet hatte. Die Ämter Asch und Selb bildeten den nördlichsten Teil der bayerischen Nordmark (Oberpfalz), von welcher Kaiser Friedrich Barbarossa ein großes Stück, das Egerland in weiterem Sinne, durch seine Heirat mit Adele, Tochter des bayerischen Markgrafen Berengar, als Mitgift erhalten hatte.

Die bayerische Nordmark umfaßte den Landstrich, in welchem noch heute die nordbayerische (oberpfälzische) Mundart gesprochen wird, also ungefähr das Dreieck zwischen den Städten Regensburg, Nürnberg und Karlsbad. Genau dieselbe Ausdehnung hatte der Sprengel des Bistums Regensburg, wie ja im Mittelalter die politischen und kirchlichen Grenzen stets übereinstimmten.

Das galt auch für den Markt und Amtsbezirk Asch. Sämtliche Ortschaften desselben waren zur Kirche von Asch eingepfarrt, bis um 1320 deren Tochterkirche Adorf zu einer selbständigen Pfarrkirche erhoben wurde.

Die Grundbesitzer des Amtsbezirk und des Kirchsprengels Asch waren die Herren von Neuberg (Neiperg), ein Seitenzweig der schwäbischen Herren von Neiperg (Montenuovo). Von ihrem Stammschlosse Neuberg, eine Wegstunde nördlich von Asch, steht noch heute der mächtige Rundturm, der von hohem schroffen Felsen trotzig auf die Dächer des Kirchdorfes Neuberg herabsieht.

Die Herren von Neuberg waren ein sehr begütertes Geschlecht. Ihre Besitzungen reichten aus der Gegend von Adorf, Bad Elster und Brambach über den Ascher Bezirk bis zu den oben genannten bayerischen Grenzdörfern Schönkind, Neuhausen, Wildenau, Lauterbach usw. Es wurde aber den Herren v. Neuberg zum Verhängnis, daß sie im 14. Jahrhundert in dem erbitterten Kampfe des Adels gegen die aufstrebenden Reichsstädte an der Seite des Adels teilnahmen. Sie unterlagen in der Fehde mit der mächtigen Stadt, Eger, und am 15. Juli 1373 mußte Konrad von Neuberg einen großen Teil seiner Güter an die Stadt Eger abtreten — „verkaufen“ heißt es in der alten Urkunde —, nämlich die Hälfte der Wälder im Tannich, südlich von Asch, ferner die Dörfer Wildenau, Reichenbach, Lauterbach, Schönkind und den Hammer daselbst, endlich den Zehnt von der Mühle und dem Torsleinshofe in Mühlbach.

Die Egerer Ratsherren mögen an dem erzwungenen Kauf keine rechte Freude gehabt haben und widmeten die „Vierdörfer“ dem Egerer Kreuzherrn-Orden zu frommen Stiftungen, z. B. sollten von den Giebigkeiten der genannten Dörfer den armen Siechen im Egerer Hospital täglich ein Morgen- und Abendnüssel frischen Bieres gereicht werden.

In den kriegerischen Wirren des 15. Jahrhunderts fiel es der Stadt Eger schwer, den fernab liegenden Dörfern den nötigen Schutz zu gewähren. Sie hielten es deshalb für geraten, diese Dörfer unter den Schutz des Hohenzollerschen Markgrafen von Bayreuth zu stellen, dem sie für seine Unterstützung eine Abgabe zahlten, den „Schutzzöll“, im Jahre 1484 z. B. 25 Scheffel Hafer. Während des Dreißigjährigen Krieges verkaufte die Stadt

Eger 1626 die „Schutzdörfer“ an den Bayreuther Markgrafen, der nun nicht mehr der „Schutzherr“, sondern der „Landesherr“ der Dörfer Schönkind, Neuhausen, Wildenau usw. war. Deren Einwohner waren also Untertanen der Markgrafschaft Bayreuth, verblieben aber in kirchlicher Beziehung zur Ascher Kirche eingepfarrt, wie seit dem Mittelalter. Sie gingen auch weiterhin nach Asch zur Kirche, ließen ihre Kinder in Asch taufen und konfirmieren, begruben ihre Toten auf dem Ascher Friedhof, halfen auch in den Jahren 1746 bis 1749 getreulich mit beim Bau der jetzigen großen Ascher Kirche mit 2800 Sitzplätzen und besaßen in derselben ihre bestimmten Männer- und Frauenstühle. Darin änderte sich auch nichts, als Napoleon 1810 die Markgrafschaft Bayreuth dem Königreiche Bayern zusprach und diese Verfügung im Wiener Kongreß (1814/15) bestätigt wurde.

Als aber im Herbst 1945 der tschechische Staat seine Grenze gegen Deutschland schloß und allen Grenzverkehr zwischen Böhmen und Bayern streng verbot, konnten die Einwohner der bayerischen Dörfer nicht mehr nach Asch zur Kirche gehen, konnten die Gräber ihrer Eltern und Anverwandten in Asch nicht mehr besuchen, ihre Toten nicht mehr in Asch begraben und sahen sich schließlich gezwungen, sich einer bayerischen Kirchengemeinde anzuschließen: entweder Schönwald, der einstigen Tochterkirche von Selb, oder der inzwischen neu gegründeten Pfarrgemeinde Erkersreuth, deren Kirche erst 1928 erbaut worden war. Nur widerstrebend gaben sie die Verbindung mit der Ascher Kirche auf, die fast ein volles Jahrtausend (ca. 1100—1946) zu beiderseitigem Nutz und Frommen bestanden hatte.

Karl Alberti.

An der „Freundschaftsgrenze“

Ein Landsmann, der kürzlich längs der böhmisch-sächsischen Grenze zwischen Roßbach und Kapellenberg wanderte, schreibt uns: Durch die Schaffung einer 5 km-Zone entlang der Zonengrenze ist auch die Grenze von Roßbach bis Grün mit Warnschildern versehen und von einem 50 Meter tiefen Sperrgürtel umgeben. Eine 10 Meter breite Waldschneise soll die bewaldeten Teile der Grenze genau kennzeichnen, weshalb jetzt mit dem Fällen von Bäumen begonnen wurde. Die vor längerer Zeit einmal mit großem Wortaufwand begonnenen „Freundschaftstreffen“ haben längst gänzlich wieder aufgehört. Die Grenze ist stark besetzt und „schwarze Gänge“ riskiert niemand mehr, da die Grenzwachposten auf beiden Seiten befugt und angewiesen sind, ohne Warnruf sofort zu schießen.

Von der Alm bei Bad Elster-Reuth konnte

Ein paar Daheimgebliebene

Unser Bild zeigt einige Landsleute, die noch in Asch sind, bei einem Ausflug in Krugsreuth. Ganz rechts erkennen wir Frau Meinert geb. Sandig (Neimetzger). Der lachende Herr hinter ihr ist der inzwischen wieder versetzte Ascher evangelische Pfarrer.



Achtung! Noch zwei Adressbuch-Berichtigungen! In der heute beiliegenden Adresslieferung bitte zu berichtigen:

Auf Seite 60 ist nach „Liller Marie, Michlbach.“ folgende Zeile einzufügen: „Lindauer Ernst, Ohringen/Wttbg. Pfedelbacherstraße 29 (Ellrodstraße, Postbote)“. Die nachfolgenden „—Karl“ und „—Dr. Rudolf“ heißen damit also ebenfalls Lindauer und nicht Liller.

Auf Seite 64 „Manges Anton“ statt „Magnes Anton“. — Weitere Angaben zum Adressbuch siehe letzte Seite dieses Rundbriefs.

man täglich die auf die Weide ziehenden Schaf- und Kuhherden sehen. Auf der Juchhöh bei Krugsreuth ist ein Haus mit einem Wachturm versehen worden. Verlässlichen Mitteilungen zufolge hat man in Grün damit begonnen, die Fabrik Geipel und die Steinelsche Papierfabrik abzureißen. Die noch in Grün lebenden deutschen Arbeiter gehen jetzt alle zu Adler & Nickerl nach Neuberg.

Das Gasthaus „Frosch“ am Fuße des Kapellenbergs wurde kürzlich von tschechischen Strafsoldaten aus Eger abgedeckt. Die erbeuteten Materialien wurden abtransportiert.

Ein Rundblick vom Kapellenberg aus zeigt um Haslau viel zerstörte Häuser und Höfe, besonders in der Schäferei und in Ottengrün. Auch in Steingrün ist viel niedergefallen. Dort herrscht auch eine starke Bewachung durch Militär. Die ganze Gegend liegt wie ausgestorben. Innerhalb von vier Stunden bewegte sich auf der Straße Eger-Asch ein einziges Personenauto, das aus Richtung Asch kam. Sonst war kein Zeichen irgendeines Verkehrs zu entdecken. Oberreuth, vom Kapellenbergturm aus gut einzusehen, liegt völlig leer, viele Häuser sind zerstört. Voitersreuth dagegen scheint stark bewohnt zu sein, auch die Felder um dieses Dorf sind bebaut.

In einem sehr heimatischen Gespräch mit dem Aufseher des Kapellenbergturms erfuhr ich so manches erschütterndes Ereignis, das mit unserer Heimat in Zusammenhang steht. Zum Abschied sagte er mir, daß sich auf dem Turm manches alte Mütterlein bitterlich ausgeweint habe. Traurig gestimmt, aber voller Glauben an eine Rückkehr in unsere schöne, geliebte Heimat stiegen wir hinunter nach Schönberg. Ein letzter weiter Blick schweifte über das vor uns liegende herrliche Egertal.

Ascher Hilfskasse: Als Kranzablöse anlässlich des Ablebens Herrn Robert Werners-Wunsiedel von Robert Gerstner und Frau 20 M., von Wilhelm Waedt und Frau 10 M. — Gerhard Hausmann/Hedemünden 7.50 für die Abbrändler Lindner. — Als Kranzablöse für ihre liebe Tante Ernestine Bergmann (Herrng.) von Emma Hansen-Flensburg, Ida und Rudolf Stadler-Schwabheim und Richard und Marie Bergmann-Oberwössen 10 M. — Aus gleichem Anlasse von Laura Jäger Marlersreuth 5 M.

Liebe Neuberger Landsleute!

Auf Anregung unseres „Ascher Rundbriefes“ sei einmal etwas von der Neuberger „Schwarzen Zunft“ erzählt. Der Name hatte nichts mit Politik zu tun. Einige ältere Mitglieder unseres Turnvereins gründeten einen Rauchclub. Aus Pfeifen in Spazierstocklänge wurde gequalmt, bis sowohl die Pfeifenköpfe als auch die der Raucher glühten. Heimlich entfernte sich einer nach dem andern, um an frischer Luft St. Ulrich seinen Tribut zu zollen. Durch die fröhliche Stimmung an diesen Rauchabenden angeregt, stellten sich immer mehr Besucher ein. Aus den Mitgliedern des Rauchclubs heraus wurde die „Schwarze Zunft“ gegründet. Die Führung bestand aus dem Zunftkaiser (Burgmann Julius), dem Feldherrn Ducht (Putzenkarl), dem Finanzminister (Meier Gg.), dem Armeekapellmeister (Franz Markus), dem Sanitätsrat (G. Mutterer) und dem Polizeirat (Purucker Joh.). Dieser Staat im Staate bestand aus ungefähr 20 bis 25 Mann und tagte jährlich viermal. Eingeleitet wurde jede Tagung mit dem Liede „Brüder, reicht die Hand zum Bunde“, welches stehend gesungen wurde. Anschließend folgten die Berichte der verschiedenen Ministerien. Ungeklärt blieb bis heute das Fehlen eines Hellers in der Kasse. Meldete sich jemand zur Aufnahme in die „Schwarze Zunft“, so wurde sein Name an die Gastzimmertür geschrieben. Die endgültige Aufnahme erfolgte erst nach Jahresfrist. Pflicht des neuen Mitgliedes war es, bei der Aufnahme zu weinen, gleich, ob der Grund ein Lachen oder Ergriffenheit bedeutete. Hierbei ist mir Penzel Juli noch in Erinnerung, wie ihm bei dieser Zeremonie Ströme von Tränen über die Wangen liefen. Bei der „ärztlichen“ Untersuchung dienten als Hörrohr ein Trichter, wie ihn die Fleischer beim Wursteinfüllen verwenden. Erst nach all dem galt der Neue als Mitglied. Je alibener geredet wurde, umso besser war es. An einer solchen Tagung nahmen auch einmal einige Turnbrüder aus Asch teil, die im Zweifel waren, ob wir noch unseres Verstandes mächtig seien. Sie kamen aber doch zu dem Schluß, daß die ganze Angelegenheit urgemüthlich war. Bemerkt sei noch, daß es an solchen Tagen ein Faß Freibier sowie ein Paar sogenannter Blunzen gab, die die Länge von 25 und für den Polizeikommissär 30 cm messen mußten. Drei solcher Tagungen fanden im „Paradies“, die vierte am zweiten

Weihnachtsmarkttage in Asch, Gashauss „Gams“, statt. Eine dieser Gamsitzungen soll hier erwähnt werden. In fröhlicher Stimmung stieg das Lied „Der Fürst von Toren“. Der Zunftkaiser thronte auf einem Tisch, u. von unten her wurde ihm das edle Naß in Mengen zugereicht; darunter auch einige Gläschen Punschessenz. Sei es, daß der kaiserliche Magen einer solchen Sintflut nicht gewachsen war, sei es, daß vorher die gewohnten Blunzen fehlten, kurzum, seine Hoheit wurde blaß und fiel samt seinem Throne vom Tisch. In einer der vorgenannten Sitzungen wurde auf Antrag einiger Mitglieder der Beschluß gefaßt, einen Ausflug mit Musik auf die „Juchhöh“ zu unternehmen. Der Antrag wurde angenommen und an einem Samstagnachmittag durchgeführt. Viele Schaulustige hatten sich eingefunden, um das seltene Ereignis mitzuerleben. Im gewohnt turnerischem Schritt und unter den schneidigen Klängen der Kapelle Jäger ging es dem Ziel entgegen. Der Gefechtstrain folgte nach in Gestalt mehrerer Frauen mit Kinderwagen und der nie fehlenden Dorfjugend. Am Ziel selbst ging es sehr lebhaft zu. Dem

Bürgerbräu wurde wie immer ziemlich zugesprochen, und so kam es, daß beim Rückmarsch verschiedenen Mitgliedern die Beine den Gehorsam verweigerten. Trotzdem landeten wir wohlbehalten im „Paradies“ auf Erden. Für den Abend war Tanz geplant, zu dem auch Ihre Majestät, die Zunftkaiserin, ihr Erscheinen zugesagt hatte. Auf hohem Podest stand der Großvaterstuhl der Familie Schindler, der mit Blumen und Teppichen geschmückt war. Unter dem Beifall aller Anwesenden bestieg Anna den Thron. Ergriffen von solcher Ehrung konnte sie erst nach Inhalierung zweier Gläschen 433 einige Worte des Dankes an ihr Volk richten. Mehrmals wechselte der Thron seinen Besitzer, bis zum Schluß Seine Majestät Julius in Morpheus Armen dem Sonntag entgegenschlummerte. Lange noch blieb dieses Ereignis in aller Erinnerung. Viel Erlebtes aus den Jahren des Bestehens der Zunft wäre noch anzuführen; doch für diesmal soll Vorstehendes reichen. Und so grüßt Euch Euer Landsmann

Gustav Mutterer, vulgo „Kloina Biener“.

Liebe Haslauer!

Nachstehend wird der Artikel „Anton Martius, der Pfarrer von Schönberg“ zu Ende geführt, den Dr. Franz Blanckmeister (Dresden) 1919 im „Vogtländischen Anzeiger und Tageblatt“ veröffentlichte:

Der Mann, den Goethe mit seinem Besuch beehrte, war ein ganz merkwürdiges Menschenkind, ein Sonderling vom Scheitel bis zur Sohle, ein Mann, der seinen Beruf verfehlt hatte. Als Sohn eines Geistlichen 1793 (1794) in Asch geboren, war er vom Vater zum Theologen bestimmt. Nur mit Widerwillen erfüllte der Sohn des Vaters Wunsch. Er reiste nach Jena, ließ sich als Theologe einschreiben, studierte aber eifrigst Medizin und Naturwissenschaften. Nachdem er die Befreiungskriege mitgemacht, bestand er mit Glanz sein Examen, und wurde im Alter von 25 Jahren Pfarrer in Schönberg. Die kleine Bauerngemeinde und das leichte Amt machten dem jungen Naturforscher wenig Mühe und noch weniger Sorgen. Akten wurden nicht geführt, die wenigen amtlichen Schreiben und Berichte kurz abgetan oder auch gänzlich liegen gelassen. Die Predigten erforderten nicht die geringste Vorbereitung. Glänzend begabt, schüt-

telte der beredete Mann seine Reden aus dem Ärmel . . .

Am Montag zog er auf Exkursionen aus und kehrte oft erst am Sonnabend heim. Da sah man auf Bergen, in Steinbrüchen und Wäldern bei jedem Weiter einen wunderbar gekleideten Mann in blauem Leinenkittel und fadenscheiniger Sammetmütze, auf dem Rücken die große grüne Botanisiertrommel, den ledernen, mit Schwarzbrot gefüllten Schnappsack und die graue Jagdtasche mit Zangen und Hämmern, in der Hand den festen Naturstock, dessen Griff wiederum ein Hammer war. Der Wandersmann war der Pfarrer Martius. Bis weit nach Böhmen hinein dehnte er seine Streifzüge aus. Wie glaubwürdige Augen- und Ohrenzeugen versichern, geschah es öfter als einmal, daß er erst am Sonntagmorgen beim Zusammenschlagen (Läuten) mit raschen Schritten den Berg herabkam, als eben der letzte Kirchgänger ins Gotteshaus getreten war. In fliegender Eile war er da die grüne Büchse beiseite, zog den Priesterock über und bestieg gelassen, als ob nichts geschehen wäre, die Kanzel, um seine Zuhörer über Gottes Wunder in der Natur zu erbauen. Auf Verherrlichung der Natur liefen alle seine Pre-

Karl Geyer:

Erinnerungen an Akt-Asch

(Fortsetzung)

Dä Näumä „Knicker“ woä nix annäs, als die Okürzung vä „Zahntechniker“. Suä han die Aschä z'äiäschit „Zoäknicker“ und späta üwähaupt neä nu „Knicker“ g'sagt. Wöi e scha g'sagt ho, woä dä „Knicker“ in seinä freia Zeit ä groußä Nimrod und als solchä vull lautä läusa Dingä. Ich möißt ä ganz' Bouch schreib'm, wenn e daz'hln wollt, woä ä alles oäg'scheltt häut, owä ich w'll neä ä paar Episod'n ä sein Lebm wiedägeb'm, wäl niät alles salonfähä is. Suä woä-rä als fortschrittlichä Moä dä Aciäschit, woä in Asch ä Auto oäg'schafft häut. Zä derä Zeit häut ä owä scha längst nimmä in aschä Mark g'wohnt, sondern häut sich ä schäinä Villä in schweizer Stil uäbm bän Stadtbahnhof baut g'hatt. Wöi also dä Knicker üm schwäas Göld sä nei's Auto glückle in Asch g'hatt häut, is döä vuä deän häuch'n Berg(h) stutze g'worn und is niät äffegangä. Koä Zouriädn und koä Schimpf'n häut g'nutz't, bis dä Knicker zän Boubmän äf dä Sträuß g'sagt häut: „Boubm schöibt's, näu kröigt jedärä ään Kreizä!“ und wäiß Gott, woä sellmal dä Motor niät z'weg(h) bracht häut, die Boubm han's g'näit und äs Auto is glückle uäbm in dä Garage bā dä Villä untäbracht wor'n. Nä Berg(h) untewarts bis ät's Angerl, wäu dä Knicker sä Jachdschlöß'l g'hatt häut, is näu nä annän Tog(h) ganz schäi gangä und ä wiedä häim bis zä dä Gustav-Geipel-Villa. Wöi's owä nä Berg(h) äffe söllt, häut's wiedä

g'streikt. Zän Glück is owä g'rod dä Piäpl-Bauä die Stadtbahnhofsträuß mit sein Ochsnän äffeg'fahr'n und häut als goutä Nachbä nä Knicker Vüäspann g'leist'. Dös häut dä Rittinger's Richard g'seäh und häut sich denkt: „Duunawetter, döä werät ä Hetz in dä Turnerkneipn, wenn mä äf döi G'schicht ä Löi(d)l machat!“ Suä häut denn dä Turnbrouä Rittinger ä Couplet äf nä Knicker sä Auto gmach'r, üwä döä sich die Turner halme täudt g'lacht han: Nä annän Tog(h) häut owä ä Möismachä nä Knicker äff'hetzt, er söll sich döä niät g'fall'n läuä und nä Rittinger wegen Belaidichung väklog'n. Däu häut dä Knicker äs äiäschit mal ään G'schpäß niät västand'n und häut klagt. Am G'richt häut näu dä Richter g'fräigt, woä denn in deän Couplet als Beleidigung äff'faßt wor'n is und häut zän Rittinger g'sagt, er söll ämal nä Text vüäzeig'n, owä deä häut g'sagt, döä Bla(t)l häut ä weg g'schmiss'n und kännt äs häichst'n vüäsingä. Däu dämit woä dä Richter ävästand'n und dä Rittinger häut „vor den Schranken des Gerichts“ (suä woä näu in dä Zeitung g'schrand'n) sä Couplet suä schäi g'sungä, däß dä Richter und äs ganz Kollegium zän Lach'n oäg'fangä han und dä Knicker selwä häut ä mit g'lacht und häut g'sagt: „Wenn döä weiter nix woä, döä g'föllt mä ja selwä! Also, Heer Richter, ich zöih mä Klog(h) z'rück“. Und väsöht is dä Knicker mit'n Rittinger's Richard häimwärts gangä.

A annäsmal häut dä Knicker mit sein Treiwän (dös woä sellmal dä Hopper-Hahn, der alt Schämlichä Kramer und deän sä zwölf-

gähriä Bou) in' Sch'ldernä Revier ä weng äf Hos'n g'jagt und näu dä Jachd is ä mit sein Treiwän ä weng bän Hopper äkähät. Wöi ä däü nä Kramer sein Boubm suä oäg'schaut häut, häut ä zän Kramer g'sagt: „Wöi v'l zwingt deä Bou Knackwörscht?“ Dä Kramer mit seinä kröften Stimm häut g'sagt: „Deä fressät ään Meter, wenn ä se kröchät“. Dräf dä Knicker mit seinä Fistlstim: „Wenn ä ään Meter zwingt, zohl se ich, wenn ään owä niät zwingt, zohlst se Du, also g'lts?“ Dä Kramer häut sein Boubm oäg'schaut und häut g'sagt: „W'llst?“ Deän is scha vuä G'lust äs Wasser in Maul z'sammg'loff'n und er häut eifre knäppt. Suä häut dä alt Kramer g'sagt: „Also, es g'lt! Owä Bou, wenn'st mä mit'n drinnä äfhäiäst, hau ä dä die Wörscht vän Buckl untä!“ Suä han se deän Boubm ä Stunn Zeit geb'm zän Ess'n und dä alt Kramer häut dräf g'schaut, däß dä Bou immer ämal ä weng Stolln mit ist, suädaß'n nix passiert. Die Knackwörscht han se nä Boubm wöi ä Kiä(t)n üm nä Hols ümeg'hängt und dä Bou häut immer wiedä deän Kroäz ä weng vüräg'ruckt und häut die äiäschit'n ziah Minu(t)n vöia und allä weitän fünf oder ziah Minu(t)n ä weiterä Knackwuäschit väzeäht. Und, grad wöi die Stunn z'End woä, häut dä Bou ä äs letzä Endl vä dä letzän Knackwuäschit väschlungä g'hatt. Däu han die Treiwä g'lacht, däß dä Knicker wieder ämal zöih'n muußt und deä häut mit seinä häuch'n Stimm g'schimpft: „Schäm de mit Dein Fressock! Ich bin neä fräh, däß e käin Kilometer g'wett ho, deä Bou hait me sünst arm g'fress'n!“ (Wird fortgesetzt.)

digten hinaus. „Naturwissenschaft gilt mir unbestritten als der wichtigste Faktor der allgemeinen Bildung“ schrieb er einmal. Sie galt ihm auch als der wichtigste Gegenstand an heiliger Stätte.

Was die Gemeinde zu diesem Treiben sagte? Sie sagte nichts. Sie schlief! Kaum einer ahnte, daß im kirchlichen Leben des Dorfes etwas nicht in Ordnung sei. Die Patronats-herrschaft lebte in Dresden, die Lehrer teilten die Anschauungen ihres Pfarrers, erweckte Christen gab es nicht. Daß der Pfarrer an ihre kirchlich-religiösen Pflichten so wenig Ansprüche stellte, war den Bauern eben recht. Ob das Treiben des naturforschenden Pfarrers den kirchlichen Behörden auf die Dauer verborgen blieb?

Schon in den Zwanzigerjahren mußte ihm die Superintendentur einmal eine Rüge erteilen. Martius führte die Kirchenbücher höchst unsauber und nachlässig. Seine Handschrift spottete jeder Beschreibung und setzte die nachfolgenden Pfarrer bei Ausstellung von Zeugnissen oft in die größte Verlegenheit. Ein ganzer Jahrgang Tauf-, Trau- und Begräbniseinträge, fünfzig bis sechzig Nummern, standen auf einer Seite. Jedes Blatt des Kirchenbuches glich einem Schlachtfeld mit Toten und Verwundeten, einem Trümmerfelde, auf dem die Elemente ihre Orgien feierten hatten.

Martius wird strengstens angewiesen, sich hinfort einer deutlichen, lesbaren und gehörig großen Handschrift zu befleißigen. Im Zorn über die erhaltene Rüge schrieb er nun fortan riesengroß, mit Buchstaben und Ziffern von der Länge eines halben Schuh's, sodaß nunmehr bloß ganze zwei Nummern eine Kirchenbuchseite füllten. Im schriftlichen Verkehr mit den Behörden behielt er seine Runen bei, und als ihm einmal ein Schriftstück wegen Unleserlichkeit wieder zurückgesandt ward, schickte er es aufs neue hin mit der Weisung, die Herren möchten doch erst gefälligst lesen lernen.

Aber „die Herren“ ließen nicht mit sich spaßen. Die Amtsführung des Pfarrers erregte in steigendem Maße Anstoß, und eine Zirkularpredigt brach ihm den Hals, sie rief die tiefste Entrüstung des Konsistoriums hervor. In der Folge fand sich der Superintendent einmal unangemeldet zum Gottesdienste ein und mußte auch diese Predigt verwerfen. Um sich reinzuwaschen, reichte Martius eine Menge Predigtmanuskripte ein und bemerkte dazu:

„Ich konnte mir nicht denken, daß in unserem so rationellem Zeitalter ein Mann, der es so redlich mit seiner Gemeinde als mit der Wissenschaft meint, in solche Konflikte kommen könnte. Ich fand immer in dem Genius eigener Kontemplation eine innige Verwandtschaft und selige Gemeinschaft mit dem Geiste Gottes und hielt es für keine Ketzerei, wenn der christliche Prediger aus der Natur, Schrift, Geschichte und Menschenleben die Tautropfen der himmlischen Gnade für sich und andere schöpft, die als geistliche Erfrischungen aus dem verborgenem Schatz des eigenen Herzens aufperlen und die Staubfäden der anvertrauten Seelen beleben und verherrlichen.“

Der Ephorus verstand diese Orakelsprüche nicht und gab über die Manuskripte kein Urteil ab, da er schon die Handschrift schwer genug entziffern konnte. Martius verteidigte sich nochmals unter Berufung auf die Naturwissenschaft. Die Behörde mochte einsehen, daß ein „Naturforscher“, wie er es war, doch zur Verwaltung eines Pfarramtes nicht ganz geeignet sei, und gab ihm den unmißverständlichen Wink, es sei nun Zeit, der geistlichen Laufbahn Valet zu sagen.

Diesem leisen Drucke fügte sich Martius, ohnehin ein vermögender Mann, und legte 1844 sein Amt nieder, winkten ihm doch beim Scheiden die holden Gestalten der Freiheit und der „Großen Naturwissenschaften“, wie er sich ausdrückte.

Von Sachsen siedelte Martius nach Böhmen über, wo er an verschiedenen Orten bald ein

Kohlenbergwerk, bald ein Bauerngut, bald ein Wohnhaus besaß.

Oft hielt er sich jahrelang der Heimat fern, da er, ein zweiter Seume, weite Fußreisen durch Deutschland, Dänemark, Frankreich, Italien und Rußland unternahm, alles in dem Kostüme seiner Schönberger Zeit.

Sein Weib war lange tot, sein einziger Sohn bei fremden Menschen untergebracht. Strapazen und Entbehrungen machten dem kerngesunden Manne nichts. Jahrelang schlief er, ein anderer Diogenes, zwar nicht in einem Faß, aber auf einem Brett und nährte sich von einfachster Pflanzenkost. Kam er dann von seinen Reisen heim, so hielt er sonntags im Gasthofs Vorträge und belehrte die Landwirte. Durch diese gemeinnützige Tätigkeit erwarb sich der kenntnisreiche, feingebildete, höfliche, liebenswürdige Mann in weitem Umkreis große Beliebtheit.

Schließlich gab er seinen Freunden und Feinden noch ein Rätsel auf. Der aufgeklärte Mann, der sich zum Naturkultus der alten Deutschen bekannte, ward — im 72. Lebensjahre — katholisch. Was ihn dazu bewogen, ist immer ein Geheimnis geblieben.

Ob er denen, die ihm aus dem Amte gedrängt, doch noch einen Tort antun wollte? — Vielleicht — ob er, der sich sein Lebtag möglichst interessant zu machen liebte, durch den absonderlichen Schritt sich noch mehr in der Leute Mund bringen wollte? — Wahrscheinlich — Viel Gebrauch hat er vom Katholizismus nicht gemacht. Im Jahre 1876 ist er, 83jährig, gestorben. Auf dem Kirchhof zu Niklasdorf in Böhmen liegt er begraben.

Soweit der Bericht von Dr. Blandmeister. Der Pfarrer von Schönberg war ein Mensch wie wir alle — aber er war eine Persönlichkeit! Mit außerordentlichen Gaben des Geistes ausgestattet, vollendete er seine ihm vorgezeichnete Bahn auf dieser Erde. Es steht uns nicht an, einen Stein auf ihn zu werfen. Er tat, was Gott selber in seine Seele gelegt hatte.

Warum ich sein Leben nochmals aus der Vergessenheit zog? Weil er ein Stück unserer Heimat war. Wie wir selbst ist er über die Fluren und durch die Wälder unserer Heimat geschritten mit einem unbändigen Drang zur Erforschung unserer Vergangenheit. Das macht ihn uns zum Freunde, wenn wir ihn auch nie selbst gesehen haben.

Vielleicht ist uns allen erst in der Fremde aufgegangen, was Heimat wirklich bedeutet und ist. Das Lied, das mich immer am mächtigsten packte, wenn wir es im Kreise lieber Sangesbrüder sänger, endete mit den Worten: „Mein Herz sucht die Heimat, die Heimat so schön!“

Deshalb ist uns der Pastor Martius aus unserer Nachbargemeinde Schönberg ein lieber Weggenosse. Denkt einmal nach, liebe Haslauer, wie wir unser Dasein am besten ausfüllen können, denn das scheint mir, ist das Wichtigste an unserem Leben!

Die Haslauer und besonders die Rommersreuther wird interessieren, daß Pfarrer Martius auch unsere engere Heimat oft besucht hat, um hier Gottes weite Welt kennen zu lernen, die Pflanzen und Tierwelt zu erforschen, dem Aufbau der Gesteine nachzugehen und die Vergangenheit in Bezug auf die Besiedlung unserer Heimat aus jahrhundertlangem Schlaf zu erwecken. Er nahm in Rommersreuth Ausgrabungen vor mit Ergebnissen, die heute noch nicht ihre richtige Deutung erfahren haben. Hierüber berichtet der Egerländer Schriftsteller Alois John in der Zeitschrift „Unser Egerland“, Jahrgang 30, 1926 im 9./10. Heft unter der Überschrift „Römische Funde bei Haslau“:

Oberhalb Haslau liegt das Dorf Rommersreuth, das 1224 zuerst genannt wird. Hier fand der bekannte Schönberger Pastor Martius am 11. Oktober 1828:

1. Eine kleine Grablaterne auf einem Acker bei Rommersreuth,
2. eine Kanne aus rötlichem Ton, die der

Das Adreßbuch

bitter, Änderungswünsche bei noch nicht veröffentlichten Anschriften raschest mitzuteilen. Solche Mitteilungen können nicht mehr berücksichtigt werden, wenn die Veröffentlichung des betreffenden Buchstabens unmittelbar bevorsteht, denn in solchen Fällen ist die in Frage kommende Fortsetzungslieferung ja schon gedruckt. Für Asch können wir Korrekturen nur noch vom »N« an vornehmen. Wir weisen aber nochmals darauf hin, daß im Anhang zu den Ascher Adressen alle Buchstaben berichtigt bzw. ergänzt werden können. Wer seine Anschrift also vermisst hat oder sie geändert wissen will, der möge uns dies zwecks Aufnahme in den Ergänzungs-Nachtrag wissen lassen.

Berichtigen Sie bitte in der letzten Lieferung: Köhler Emil, Schachen 27 P. Gersfeld/Rhön (Schok.- und Süßwarengroßhändler).

Wir danken für die weiterhin eingelaufenen Adreßbuch-Zahlungen und bitten alle, die noch nicht dazukamen, ihren Beitrag von DM 2.50 zu leisten, dies gelegentlich zu tun.

Besitzer bei der Grundlegung eines Hauses als „Hexentopf“ bezeichnete, endlich

3. eine Urne aus schwarzem Ton.

Diese Funde befinden sich gegenwärtig (1926) im Museum in Hohenleuben und sind jetzt als echt römischer Herkunft bestimmt worden.

Es sind Gefäßtypen der späten La Tène-Kultur.

Die vom 4. Jahrhundert v. Chr. in Böhmen sesshaften Keltogermanen sind wohl als Vermittler dieser römischen Kultur anzusehen. Leider ist eine ebenfalls bei der Grundlegung eines Hauses in Rommersreuth aufgefundene römische Kupfermünze aus der Zeit des Marc Aurel verlorengegangen.

Geschichtlich kämen zwei Möglichkeiten für die Anwesenheit der Römer in Betracht:

Der Zug des Drusus, Stiefsohn des Kaisers Augustus (10 oder 9 v. Chr.) von Mainz und Carnuntum bis über die Mainquellen gegen Marbod, den Markomannenkönig und der Zug Marc Aurels (180 n. Chr.) im Markomannenkrieg, doch läßt sich Näheres darüber nicht sagen.

Nichts spricht dagegen gegen die Annahme, daß vom Limes aus römische Kaufleute mit ihren Waren in unsere Gegend kamen und ein reger Tauschverkehr stattgefunden hat. Ein römischer Heereszug des Drusus, wie ihn der Fleißner Pastor Unger in seiner Schrift „Vorurkundliche Geschichte der Kronlehensgüter Asch und Fleißen“ (Eger 1841), annimmt, gehört ebenso wie seine Deutungen der egerländer Ortsnamen, die er alle aus dem Römischen herleitet, ins Reich der Phantasie, bis nicht Grabungen und Funde diese Anwesenheit der Römer beweisen.“

Eines steht fest: Die Ausgrabungen hat Pastor Martius vorgenommen. Die anderen haben sich darum gestritten, wer recht hat.

Es würde mich freuen, wenn sich die Rommersreuther selbst einmal zu Worte melden würden, vielleicht ist nach Pater Martius auch noch etwas gefunden worden, was der Rede wert ist.

Uns Haslauer verbinden mit Schönberg so viele liebe und alte Erinnerungen, daß wir alle sicherlich gerne bereit sind, dem alten lieben Schönberg den Platz in unserer Erinnerung einzuräumen, der ihm als Nachbarort nun eben einmal zusteht.

Recht herzliche Grüße

Euer Felbinger.

„Ascher Rundbrief“, Verlag Ilse Tins @ Tirschenreuth/Opf., Schließfach 5. — Postscheckkonto Nürnberg Nr. 69811. Girokonto 432 bei der Kreissparkasse Tirschenreuth. — Erscheinungsweise jeden 2. und 4. Samstag im Monat (Ausnahmen werden vorher mitgeteilt). — Monatsbezugspreis DM 0.75. — Im Postbezugs erhältlich (6 Pf monatlich Zustellgebühr). — Druck: E. Köhl, Tirschenreuth.